Erziehungswissenschaft *geschlechtertheoretisch*

Bettina Kleiner | Barbara Rendtorff

Differenz und Differenzierungen – geschlechtertheoretisch-erziehungswissenschaftliche Erkundungen

BELTZ JUVENTA

Erziehungswissenschaft *geschlechtertheoretisch*

Herausgegeben von
Robert Baar | Marita Kampshoff | Bettina Kleiner | Antje Langer | Thomas Viola Rieske | Christine Thon

Konzepte, die für die Erziehungswissenschaft von übergreifender Bedeutung sind – wie beispielsweise Erziehung, Subjekt, Differenz oder pädagogische Institution – werden in dieser Reihe systematisch aus geschlechtertheoretischer Perspektive beleuchtet. Ziel der Reihe ist es, damit die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung einem breiten Fachpublikum zugänglich zu machen.
Historisch waren Konzepte der Pädagogik vielfach an der (Re-)Produktion der bürgerlichen Geschlechterordnung beteiligt und von dieser geprägt. Auch aktuell entfalten viele erziehungswissenschaftlich relevante Begriffe erst in einer geschlechtertheoretisch informierten Lesart ihre Produktivität. Dies gilt insbesondere auch für Begriffe, die aus geschlechtertheoretischer Perspektive zentral sind, aber im Fach vernachlässigt werden, wie z. B. Sorge. Diese und weitere Begriffe werden im Rahmen der Reihe in den Blick genommen. Die Publikationen der Reihe sind somit auch eine Bühne, auf der sich die zentrale Relevanz von geschlechtertheoretischen Perspektiven für die Erziehungswissenschaft zeigen kann. Eine systematische Konzeption entsprechender Publikationen unterscheidet die Reihe von anderen thematisch einschlägigen Reihen. Die Reihe wird aus vorab konzipierten Bänden bestehen, die ihren Gegenstand jeweils umfassend betrachten. Zur Systematizität gehört unter anderem, dass die Bände historische, internationale, intersektionale und queertheoretische Perspektiven enthalten, die sich im Querschnitt durchziehen. Die Bände bilden auch Kontroversen des Fachs ab und bringen damit die Unabgeschlossenheit der Diskussionen zum Ausdruck. Sie sollen verschiedenen Leser_innengruppen einen Zugang zur erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung bieten und zugleich selbst Anerkennung als Fachbeiträge erhalten. Daher führen sie nicht ausschließlich in ein Thema ein oder bilden lediglich einen Forschungsstand ab, sondern geben auch neue und innovative Impulse.

Die Autorinnen

Bettina Kleiner, Dr. phil., ist Professorin am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Goethe Universität Frankfurt am Main.

Barbara Rendtorff, Dr. phil., ist Goethe Teaching Professorin am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Goethe Universität Frankfurt am Main.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

Alle Rechte vorbehalten

MIX
Papier | Fördert gute Waldnutzung
FSC® C089473

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-7180-1 Print
ISBN 978-3-7799-7181-8 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-8464-1 E-Book (ePub)

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Herstellung: Hanna Sachs
Satz: xerif, le-tex
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort der Reihenherausgeber:innen 7

1. Einleitung
Bettina Kleiner, Barbara Rendtorff 9

Systematische Überlegungen

2. Differenz und ‚Umgang mit Differenz'
Bettina Kleiner, Barbara Rendtorff 26

3. Differenz und Gleichheit: Debatten zum Charakter von Geschlechtergerechtigkeit
Bettina Kleiner 39

4. Konstruktionen von ‚Andersheit' und Geschlecht
Barbara Rendtorff 53

5. Struktur und Praktiken
Bettina Kleiner 68

6. ‚Reproduktion' und ‚Natur'
Barbara Rendtorff 82

7. Sexuelle Differenz – Geschlecht *als* Differenz
Barbara Rendtorff 94

Historische Perspektiven auf geschlechterbezogene Differenzkonstruktionen

8. Differenz und Aufklärung: Immanuel Kant
Karin Hostettler (Gastbeitrag) 108

9. Geschichte pädagogischen Denkens über Geschlecht – und ihre Folgen
Barbara Rendtorff 122

10. Pädagogische Impulse der Frauenbewegungen
Barbara Rendtorff 136

11. Professionalisierung und Geschlecht
Barbara Rendtorff, Bettina Kleiner 150

Perspektivwechsel und -erweiterungen

12. Männlichkeitstheorien und -konzepte
Barbara Rendtorff 166

13. Queer- und Trans*-Studies
Bettina Kleiner 178

14. Schwarze, post- und dekoloniale Feminismen
Bettina Kleiner 193

15. Schlussbemerkung
Bettina Kleiner, Barbara Rendtorff 208

Vorwort der Reihenherausgeber:innen

Der Begriff der Differenz begegnet uns im Alltag auf verschiedene Weise: Mal bezeichnet er den Unterschied zwischen Einnahmen und Ausgaben im Rahmen von Haushaltsverhandlungen und damit den Unterschied zwischen zwei Zahlen nach einer Subtraktionsrechnung, mal werden Differenzen zwischen zwei oder mehreren Personen im Rahmen der Auseinandersetzung mit bestimmten Phänomenen oder Entwicklungen sichtbar. Zuweilen wird mit ihm auch die Schere z. B. zwischen Arm und Reich beschrieben. Mit dem Begriff geht es um Unterschiede, Abweichungen, Diskrepanzen, aber auch um Defizite und Fehlbeträge, um Meinungsverschiedenheit und Nichtübereinstimmung, um Streit, Dissens, Dissonanz und Divergenz. In der Philosophie wird sich bereits seit Aristoteles unter einer ontologischen Perspektive mit der Frage beschäftigt, was ein Differentes ist, während unter epistemologischen Vorzeichen danach gefragt wird, inwiefern und warum etwas unterschiedlich erscheint bzw. als unterschiedlich wahrgenommen wird.

Der zweite Band der Reihe Erziehungswissenschaft *geschlechtertheoretisch* schließt an entsprechende Verständnisse zwar an, betrachtet den Begriff dennoch unter einer anderen, einer *differenten* Perspektive. Vor dem Hintergrund geschlechtertheoretischer und erziehungswissenschaftlicher Konzepte, die in Beziehung zueinander gesetzt und aufeinander bezogen werden, wird der Begriff in seiner Bedeutung für Geschlechterverhältnisse sowie die Reproduktion und Transformation dieser im Rahmen von Bildungs- und Erziehungsprozessen herausgestellt.

Unter dem Titel „Differenz und Differenzierungen" deutet sich dabei ein vielfältiges Verständnis des einerseits alltäglichen und andererseits komplexen Begriffs an. Werden in Teilen der Geschlechterforschung, aber auch im Alltagsverständnis „Geschlechterdifferenzen" vielfach als Ausdruck zweigeschlechtlicher Ordnung und entsprechender Zuschreibungen und Typisierungen gebraucht, werden in der Erziehungswissenschaft unterschiedliche theoretische Konzepte bemüht. Wann und weshalb ist die Rede von Differenz im Singular und von Differenzen im Plural? Geht es immer darum, dass etwas relationiert wird – und wenn ja, inwiefern, wozu und mit welchen Effekten?

Der Band bietet Begriffsklärungen und Systematisierungen an und zeigt, wie geschlechterbezogene Differenzen in der deutschen Bildungsgeschichte etabliert wurden bzw. noch immer werden und wie diese Logiken und Denkgewohnheiten zur Festigung der zweigeschlechtlichen gesellschaftlichen Ordnung beitragen. Der Band zeigt auch, wie Differenz/en theoretisiert, analysiert oder normativ aufgegriffen werden, mit welchen Kritiken, Gegenbewegungen oder Weiter-

entwicklungen zu etablierten geschlechterbezogenen Strukturen oder Konzepten jeweils geantwortet wird.

Wie Differenzen erzeugt, bewertet und geordnet werden, hat eine Geschichte, die gleichermaßen in Denkgewohnheiten, in institutionelle Entscheidungen, aber auch in die pädagogische Praxis eingeht. Deshalb gilt es, deutlich zu machen, woher welche Impulse kommen, wie Differenzen in ihren Verschränkungen soziale Positionierungen und Ausschlüsse ermöglichen und nach sich ziehen. Der Band bietet hier die nötigen Kontextualisierungen und Überlegungen, um (erziehungswissenschaftliche) Differenzierungen und Debatten dazu, theoretische Strömungen und jeweilige Irritationen und Weiterentwicklungen nachvollziehen, rahmen und fortsetzen zu können.

Mit der Lektüre laden wir zur Reflexion des erziehungswissenschaftlich-geschlechtertheoretischen wie des (pädagogischen) Alltagsgebrauchs des Begriffs sowie der eigenen (geschlechterbezogenen) Differenzierungspraktiken ein.

1. Einleitung

Bettina Kleiner, Barbara Rendtorff

Im Titel dieses Bandes sind zwei zentrale Schwerpunkte angesprochen: Die Verbindung ‚Differenz–Differenzierungen' verweist auf das Vorhaben, auf strukturell angelegte problematische Herstellungsprozesse, Fehlinterpretationen und Ideologisierungen aufmerksam zu machen, die im Zusammenhang mit dem Begriff ‚Differenz' relevant werden. Die Verbindung von Geschlechtertheorie und Erziehungswissenschaft verweist auf den Kontext, in dem die folgenden Überlegungen pädagogisch relevant sind – oder werden können. Unser Anliegen ist vor allem, die Strukturen sichtbar zu machen, die in Differenzierungs- und Differenzsetzungsprozessen im Zusammenhang mit Geschlecht (und weiteren Differenzkategorien) wirksam werden, und deren Konsequenzen aufzuzeigen – auch und insbesondere im Zusammenhang mit pädagogischem Denken und Handeln. Die nachfolgenden, durch die Geschlechterforschung informierten Überlegungen werden u. E. bisher in der Allgemeinen Erziehungswissenschaft kaum systematisch berücksichtigt. Und gerade weil Erziehungsverhältnisse und Bildungsprozesse stets auch in Geschlechterverhältnisse eingelassen sind, halten wir die Reflexion von „Differenz/en" in dieser Perspektive für instruktiv.

Ein Kernstück aller gesellschaftskritischen Geschlechterforschung wie auch der politischen Bewegungen, mit denen sie von jeher verbunden war, ist der Einwand gegen Vorstellungen, die Verhalten aus Natürlichkeit ableiten wollen, gegen geschlechtsbezogene Vereindeutigungen und Vereinfachungen. Dies zeigt sich in der frühen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts, die über alle politischen Differenzen hinweg gemeinsam gegen die Zuschreibung eines ‚weiblichen Charakters', weiblicher Schwäche und Unzulänglichkeiten opponierte; oder an der Etablierung der Kategorie ‚gender' in den 1980er Jahren, die für den Einwand gegen eine eindeutige Kausalbeziehung zwischen Geschlecht und Identität eine begriffliche Theoriegrundlage bereitstellte. Viele weitere Ansätze und Theoriebeiträge kamen im Lauf der Jahre hinzu: etwa die Kritiken an sozialkonstruktivistischen Ansätzen, weil diese den Dualismus Natur / Kultur fortschreiben, oder die aus der Homosexuellenbewegung und aus queertheoretischer Sicht formulierten Einwände gegen Heterosexualität als Institution und ein damit verbundenes rigides Konzept von Zweigeschlechtlichkeit, und schließlich die aus Schwarzen feministischen Perspektiven formulierte Kritik an Geschlecht als eindimensional (statt intersektional) gedachter Kategorie. Immer ging und geht es im Kern darum, das für den gesellschaftlichen Diskurs grundlegende Geschlechterdenken in Frage zu stellen, zu irritieren und zu erschüttern. So sollte Behauptungen entgegengewirkt

werden, die einen Zusammenhang von Körperbeschaffenheit und sozialem Handeln nahelegen, mit persönlichen Eigenarten oder individuellen Formen des Begehrens – denn solche Koppelungen sind immer normativ mit weitreichenden Auswirkungen auf Handlungsmöglichkeiten, Gesundheit und Lebensqualität der Individuen. Weil diese Zusammenhänge aber zugleich oftmals nicht offensichtlich sind, besteht ein zentrales Anliegen der Geschlechterforschung darin, implizite Vergeschlechtlichungen in Theorie-, Erziehungs- und Bildungskonzepten aufzudecken, damit zusammenhängende Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu kritisieren und Ansätze zur Veränderung zu formulieren.

Dieser Band der Reihe „Erziehungswissenschaft *geschlechtertheoretisch*" beschäftigt sich deshalb unter dem Titel „Differenz und Differenzierungen – geschlechtertheoretisch-erziehungswissenschaftliche Erkundungen" mit der Frage, mithilfe welcher Logiken geschlechterbezogene Differenzen zwischen Individuen und/oder Gruppen im Kontext der deutschen Bildungsgeschichte etabliert wurden und werden, wie sie plausibilisiert werden und in welcher Beziehung dies zur Erziehungswissenschaft selbst steht: Trägt diese selbst zur Festigung von Differenzzuschreibungen bei? Und hat sie das Potenzial, gesellschaftliche Veränderungen aufzunehmen und produktiv zu wenden? Außerdem soll uns beschäftigen, welche Kritiken und welche Gegenbewegungen sich gegen jene geschlechterbezogenen Strukturen und Denkgewohnheiten entwickelt haben und wie diese ihrerseits argumentieren. Mit dieser Fragestellung beziehen wir uns im Wesentlichen auf die deutsche Tradition mit ihrem spezifischen, ein- und ausschließenden Konzept von „Bildung" (Moser 1995), deren Unterscheidung zwischen Erziehung und Bildung und damit verbundene vergeschlechtlichte Festlegungen auf Rollen und Tätigkeiten in diesem Zusammenhang (siehe auch Bd. 1 dieser Reihe).

Vorweg noch eine Bemerkung zur Begrifflichkeit. Es finden sich in unterschiedlichen Texten verschiedene Begriffe zur Bezeichnung des Gegenstandes, mit dem wir uns im Folgenden beschäftigen: Manchmal heißt es ‚Frauenforschung', manchmal ‚Geschlechterforschung' oder ‚Gender Studies' – und manchmal, wie im Namen der einschlägigen Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), heißt es ‚Frauen- und Geschlechterforschung'. Was sind hier die Hintergründe?

In den 1970er Jahren hatten sich im Kontext der ‚zweiten' oder ‚neuen' Frauenbewegung in Westdeutschland unter der Sammelbezeichnung ‚Frauenforschung' erste theorieorientierte Debatten, Forschungsaktivitäten und Vernetzungen von Wissenschaftlerinnen formiert, meist in selbstorganisierten Zusammenhängen, weil es bis dato nur wenige Frauen in die Universitäten geschafft hatten. Deren gemeinsamer Ausgangspunkt war zunächst die Erkenntnis, dass Frauen gegenüber Männern zwar rechtlich (mit Art. III des Grundgesetzes) gleichgestellt sein sollten, dass dies faktisch jedoch nicht der Fall war: Erst nach und nach wurden das Ausmaß der Ungleichbehandlung und ihre lange Geschichte deutlich – von

der geschlechtlichen Arbeitsteilung (vor allem in Bezug auf die Kindersorge) über ungleiche Bildungschancen bis zu Einschränkungen in der Berufswahl und unterschiedlicher Entlohnung. Dies zog logischerweise zunächst Forderungen nach Gleichbehandlung und Gleichberechtigung nach sich. Doch bald kamen den Protagonistinnen Zweifel, ob die Orientierung an Gleichheit und Gleichberechtigung nicht allzu verkürzt wären, und deshalb differenzierte sich die Diskussion sehr schnell breit aus – vor allem anhand der Frage, ob das Gleichziehen mit ‚den Männern' überhaupt ein erstrebenswertes Ziel sei.

Diese sehr grundsätzliche Frage führte zur Ausweitung der Klärungsbemühungen und zu Ausdifferenzierungen auf theoretischer und politischer Ebene. So wurden etwa in einer politisch-strategischen Selbstvergewisserung die Akteurinnen, die als politische Subjekte auftraten, selbst zum Gegenstand der Diskussion: Wer war überhaupt ‚die Frauenbewegung' und in wessen Namen wollte und konnte sie sprechen? Wer wurde dazugerechnet oder unbemerkt ausgeschlossen? Welche Allianzen unterschiedlicher Gruppen sollte es geben und wie könnten sie begründet werden? Einige Aktivistinnen befassten sich mit Strategien, um die Sichtbarkeit und das Gewicht von Frauen zu stärken, und propagierten (schon damals!) Veränderungsmöglichkeiten durch eine andere Sprach- und Schreibpraxis – so wurde etwa die Vermeidung neutral scheinender Formen angeregt (statt ‚wer' sollte es eher ‚welche' heißen, und eher ‚frau' oder ‚eine' statt ‚man' usw.). Andere, ebenfalls strategische Theoriedebatten konzentrierten sich auf die Kritik an der alltagssprachlich üblichen entgegensetzenden Gegenüberstellung von ‚Frauen' und ‚Männern': dies sei doch nur eine Wiederholung der vorgefundenen androzentrischen Denkstrukturen und bedeute insofern deren Übernahme. Viel eher müssten doch, ausgehend von der Verschiedenheit der Frauen untereinander, andere Gruppen-(Selbst-)Zuschreibungen gefunden werden. Auch ob Geschlecht überhaupt die in jedem Kontext zentrale Kategorie darstellt und wie es mit weiteren Differenzkategorien (race, Klasse, ableism) verschränkt ist, ist ein Thema, das bis heute große Aktualität hat. Diese Diskussionslinien existier(t)en neben- und miteinander und die Entstehungsgeschichte der Queer-, Trans*- und Inter*-Studies ist vielfach mit feministischen Theorien und Debatten verbunden.

Eine spezifische, nicht gesellschaftstheoretisch fundierte Form der Geschlechterforschung fand in der medizinisch-psychologischen Sexualforschung zu ‚uneindeutigen Geschlechtern' statt. Diese Forschungstradition hat dazu geführt, dass die These von einem sozial geprägten, damit vermeintlich verfügbaren Geschlecht (Gender) in den 1950er Jahren im Rahmen problematischer Studien an inter*geschlechtlichen Kindern entwickelt wurde und später in die sozialwissenschaftliche Forschung Eingang fand (vgl. Klöppel 2008). Im feministischen Kontext wurde diese Terminologie (auch die Unterscheidung zwischen ‚gender role' und ‚gender identity'; vgl. ebd.) aufgenommen und sollte dort auf die geschlechtsbezogenen sozialen und organisationalen Erwartungen verweisen. Judith Butler kritisierte Gender in den 1990er Jahren als totalisierendes gesell-

schaftliches Regulativ (vgl. Butler 1997, S. 48), nutzt den Begriff aber zugleich, um zu zeigen, dass Geschlecht ganz und gar gesellschaftlich verfasst und nicht auf heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit zu begrenzen ist (vgl. Kapitel 5). Etwas anders gelagerte Ansätze, die eher den Zusammenhang von Psyche und Soma in den Blick nehmen, werden etwa aus einer psychoanalytisch informierten Perspektive formuliert (vgl. Kapitel 7).

Im Zuge dieser vielfältigen Debatten wurde der Blick auch darauf gerichtet, wie Geschlechtervorstellungen und die ‚Überzeugung' einer grundsätzlichen geschlechterbezogenen Verschiedenheit der Menschen tradiert und immer wieder aufs Neue erzeugt werden. So wurden Fragen von Erziehung und Bildung zentral (vgl. Baader / Breitenbach / Rendtorff 2021) – und nicht zuletzt über die Forschungen zu Erziehung und Schule rückte auch die Tatsache in den Blick, dass die Wirkung von heteronormativen und androzentrischen Strukturen auch für kleine Jungen leidvoll war, auch wenn sie später als Erwachsene von der „patriarchalen Dividende" (Connell 1999/2015, S. 119 ff.) profitieren würden. Auch dies war ein Grund dafür, den Fokus der Forschung auf die Konstitution und Konzeption von Geschlecht, die schematische Zweigeschlechtlichkeit und die gleichzeitig-wechselseitige Konstitution zweier Geschlechter zu richten. Ein anderer Impuls kam aus der Lesben- und Schwulenbewegung der 1970er Jahre und ihrer Kritik an deren Pathologisierung, an der Strafbewehrung männlicher Homosexualität (unter die lange Zeit fälschlich auch Transsexualität subsummiert worden ist) im § 175[1] StGB und der Diskriminierung von nicht-heteronormativen Menschen und Sexualitäten. Diese Ungleichbehandlung hatte und hat auch weitreichende Folgen etwa für Zugänge zu Arbeit und Bildung. Alle in den folgenden Kapiteln angesprochenen Theorieperspektiven wollen jedoch – trotz deutlicher Differenzen – vor allem das ‚Gemachtsein' von Geschlecht, den Einspruch gegen Naturalisierungen und Zuschreibungen an die einzelnen Individuen betonen.

In diesem Kontext etablierte sich in den 1990er Jahren die Selbstbezeichnung feministischer Theorieansätze als ‚Geschlechterforschung', denn nun geriet die Formierung, sogar: die ‚Herstellung' von Geschlecht in ihrer Form als Zweigeschlechtlichkeit verstärkt in den Blick. Mit Blick auf diesen Konstitutionsprozess konnten auch Bi-, Trans*- und Intergeschlechtlichkeit nicht weiterhin, wie bis dahin üblich, als ‚abweichend' thematisiert werden. Die seit den Anfängen feministischer Theoriebildung etablierte Selbstbeschreibung als ‚Frauenforschung' hatte zwar die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen betonen wollen, schien aber den Kritiker*innen des Begriffs zu eng, um (Zwangs-)Heterosexualität und Heteronormativität als Institution zu erfassen, die dichotome Geschlechterkonstruktionen hervorbringt. Feminismen, die diese Zusammenhänge und ihren Niederschlag in gesellschaftlichen Verhältnisse und Institutionen nicht

1 Der § 175, der männliche Homosexualität kriminalisierte, wurde in Deutschland erst 1994 abgeschafft.

reflektieren, könnten – so die Kritik – die Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen nicht berücksichtigen (siehe insbesondere Kapitel 3 und 13). Allerdings brachte diese Umorientierung auch den Nachteil mit sich, dass die für Denkgewohnheiten und gesellschaftliche Organisationsformen strukturell hoch wirksame zweigeschlechtliche Ordnung, die Frauen* und weiblich konnotierte Tätigkeiten und Eigenschaften nach wie vor auf spezifische Weise einordnet und benachteiligt, nun tendenziell in den Hintergrund trat, obgleich ihre Wirksamkeit allerorten erkennbar ist. Post- und dekoloniale Einsätze wiederum machten darauf aufmerksam, dass die europäische Geschlechterforschung über keine systematische Theoretisierung von race[2] verfügt und mit Geschlecht vorrangig Existenzweisen *weißer* Menschen beschrieben werden. Diese Kritik stellt nach wie vor wie ein Desiderat dar.

An dieser Stelle noch zwei Bemerkungen zu sprachlichen Formulierungen und zur Schreibweise: Abhängig von theoretischen Orientierungen, nach Schwerpunktsetzung und Perspektive haben sich verschiedene Formen sprachlichen Umgangs herausgebildet. Einige Autor*innen, oft mit einer sozialwissenschaftlich-soziologischen Perspektive, verwenden den Ausdruck ‚Genusgruppen' von ‚Frauen und Männern', um einerseits die Tatsache der permanenten gesellschaftlichen Herstellung von zwei nach dem ‚Genus', also der sprachlichen Codierung aufgeteilten Gruppen und der Einordnung von Individuen in diese Gruppen zu markieren, dabei aber andererseits die Wiederholung naturalisierender (und androzentrischer) Zuschreibungen, identitätsbezogene oder biologische Klassifizierungen und falsche Naturalisierungen zu vermeiden (auch Barbara Rendtorff verwendet diesen Ausdruck in ihren Kapiteln; Bettina Kleiner verwendet ihn nicht, weil sie ihn als zu stark linguistisch geprägt betrachtet und ihn gleichzeitig nicht mit neueren Formen der Sprachkritik assoziiert, die auch die zweigeschlechtliche Codierung der deutschen Sprache in Frage stellen).

Während hier also eine Kritik an der Herstellung von zwei hierarchisch angeordneten geschlechtlichen Gruppen im Mittelpunkt steht, diese aber aufgrund der Fokussierung von Zweigeschlechtlichkeit bisweilen mit den vorhandenen sprachlichen Mitteln auskommt, betonen andere Autor*innen die ausschließenden Wirkungen der zweigeschlechtlich strukturierten deutschen Sprache, die durch Personalpronomina und Artikel sowie auch durch die Deklination nur das semantische Genus männlich bzw. weiblich zu repräsentieren vermag. Davon ausgehend, dass Sprache eng mit gesellschaftlichen Verhältnissen verbunden ist und dass sich geschlechtliche Existenzweisen ausdifferenziert haben, wird deshalb mit Neologismen wie „xier" oder „they" versucht, nicht in der Zwei-

2 Die Beibehaltung des englischsprachigen Begriffs *race* verweist anders als die deutschsprachige Übersetzung, die bei vielen PoC nach wie vor sehr verletzend konnotiert ist, auf die seit langem im angloamerikanischen Sprachraum stattfindende Debatte über race als soziale Kategorie. In Deutschland hat diese Debatte erst begonnen.

geschlechtlichkeit aufgehende Existenzweisen zu repräsentieren (auch Bettina Kleiner verwendet diese Neologismen in ihren Beiträgen). Die Kritik, die mit der Wahl dieser und ähnlicher sprachlicher Formulierungen ausgedrückt wird, zielt vorrangig auf die sprachliche Reproduktion von zwei dichotomen Geschlechtern und auf die damit einhergehende Unsichtbarmachung von Vielfalt, trans*nonbinären und intergeschlechtlichen Lebensweisen. Folglich ist mit Pronomina wie „xier" oder „they" auch der Versuch der Anerkennung und Sichtbarmachung derselben verbunden.

Die Verwendung von Unterstrich, Asterisk und Doppelpunkt erkennt gleichermaßen an, dass heute Existenzweisen nicht mehr unbedingt in der Zweigeschlechtlichkeit aufgehen. Die Entscheidung für die eine oder andere Schreibweise kann wiederum mit ästhetischen oder bewegungspolitischen Orientierungen zusammenhängen. In diesem Buch haben wir uns in gemeinsam verfassten Texten für die Verwendung des Asterisk und in einzeln verfassten Beiträgen für die Verwendung derjenigen Schreibweise entschieden, die den Prioritäten der jeweiligen Autorin folgen.

Insgesamt gesehen und ungeachtet solcher Differenzen besteht die Herausforderung heute darin, auf der einen Seite die Ausdifferenzierung von Geschlechterkonzepten selbstverständlich werden zu lassen – gerade auch in ihrer Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit –, aber auf der anderen Seite zugleich nicht aus dem Auge zu verlieren, dass die schematische, vereindeutigende und hierarchisierende zweigeschlechtliche Struktur die Basis der herrschenden Geschlechterordnung bildet. Sie ist in Begriffe und Vorstellungen, Institutionen und Umgangsformen ebenso eingeschrieben wie in Architektur, Berufsbilder, Beziehungs- und Erziehungsvorstellungen. Um diese Gleichzeitigkeit zu betonen, und auch um die lange Geschichte der Erkenntnisprozesse sichtbar bleiben zu lassen, hat die entsprechende Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) sich für die Doppelbezeichnung „Frauen- und Geschlechterforschung" entschieden[3].

Auch in dem hier vorgelegten Band soll die Geschichte sichtbar bleiben, weil Begriffe, Perspektiven, Fragestellungen immer eine Geschichte haben und nur im Kontext ihrer je zeitbedingten Hintergründe und Blindheiten verstanden werden können. Auch wie ‚Differenzen' markiert, erzeugt, geordnet werden, hat eine Geschichte, die in Denkgewohnheiten ebenso eingeht wie in institutionelle Entscheidungen. Nicht zuletzt deshalb ist es wichtig, jeweils zwischen historischen, theoretischen und empirischen Ebenen zu unterscheiden. Aus der eigenen Perspektive und Lebenserfahrung heraus ist es oft schwer nachvollziehbar, dass historische Umstände nicht einfach nur quasi ‚objektiv' einschränkend, bevorzugend oder benachteiligend waren, sondern dass die Fähigkeit, die eige-

3 https://www.dgfe.de/sektionen-kommissionen-ag/sektion-11-frauen-und-geschlechterforschung-in-der-erziehungswissenschaft (Abfrage: 07.01.2024).

nen Lebensumstände *überhaupt* kritisch reflektierend einschätzen zu können, von der jeweiligen Epoche, deren speziellen Gegebenheiten und auch von der individuellen Positionalität abhängt. Ob Menschen sich etwa vorstellen können, ‚Autonomie', ‚Freiheit' oder ‚Selbständigkeit' für sich selbst zu beanspruchen, hing auch im Zeitalter der Aufklärung wesentlich von ihrer geopolitischen Verortung, ihrem gesellschaftlichen Status und Stand, ihrer Geschlechtszugehörigkeit und damit von ihren potenziellen Bildungserfahrungen ab – denn die Idee einer Bildung als freie Gestaltung des Subjekts war nur für die *weißen* männlichen bürgerlichen Eliten vorgesehen und zugänglich. Das schließt die Ignoranz gegenüber Klassengegensätzen, Geschlechterungleichheiten und dem Kolonialismus als Hintergrundfolie und ‚Rückseite' des aufklärerischen Denkens gleichermaßen ein (vgl. Kapitel 8).

Aber auch empirische Untersuchungen sind nie frei von Einflüssen aus ihrer Zeit und dem Kontext, in dem sie entstanden sind. Schon allein die Entscheidung, welche Fragen in einer Studie gestellt, welche Geschlechtertheorien genutzt werden, welche Items formuliert oder welche Maßstäbe als Norm verwendet werden, ist abhängig von den jeweiligen Zeitumständen und Interessenlagen, die immer dazu führen, dass bestimmte Aspekte über- oder unterbewertet oder außer Acht gelassen werden (vgl. Schmitz 2006a). Auf einer theoretischen Ebene wird jeweils versucht, Erklärungsmodelle zu formulieren, die die Verhältnisse möglichst plausibel fassen und erklären könnten. Auch diese Modelle haben aber nur eine begrenzte Reichweite, sie können manche Phänomene überzeugend erklären und andere nicht, und in ihrem Bemühen der Welterklärung formen sie unbemerkt durch Komplexitätsreduktion die beobachteten Phänomene um, sodass sie zu dem jeweiligen Erklärungsmodell ‚passen'. Theorien zeigen deshalb niemals ‚die ganze Wahrheit', sie können aber eine Orientierung geben, mit deren Hilfe sich komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge verstehen lassen.

Nach diesen eher grundlegenden und historischen Überlegungen wenden wir uns nun noch kurz mit einem Überblick dem Inhalt und dem Anliegen der folgenden Kapitel zu.

In den meisten bekannten Gesellschaften gibt es geschlechtliche Einteilungen (die zumeist aber nicht immer zweigeschlechtlich sind) und damit verbundene Zuordnungen von Arbeiten, Rechten oder Pflichten, Heiratsregeln oder Wohnformen. Wie sich diese Zuordnungen im Einzelnen gestalten, hängt wiederum davon ab, mit welchen weiteren Herrschaftsverhältnissen Geschlechterordnungen global und historisch betrachtet verbunden sind oder waren. Die dem Geschlecht zugeschriebene strukturierende Bedeutung bzw. Funktion muss also immer auf der Grundlage einer Analyse der konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse vorgenommen werden, über die sie etwas aussagen soll.

Unterscheidungen zwischen weiblichen und männlichen Personen und normative Vorstellungen von ‚richtiger' Geschlechtszugehörigkeit oder der ‚richtigen' Art, sich geschlechterbezogen zu verhalten, finden sich in der europäischen

Geschichte (je historisch und regional unterschiedlich ausgeprägt) in Kleiderordnungen und Verhaltensvorschriften, in der Strukturierung des öffentlichen Raums und der Wohnräume, in der Arbeitsteilung, in Personenstandskategorien und auf Formularen, dem Zugang zu Ressourcen, den unterschiedlichen Zuständigkeiten für religiöse und kulturelle Riten usw. Es gibt keinen gesellschaftlichen Bereich, der davon ausgenommen ist, und das gilt (mit Einschränkungen) auch heute. Das kann im Alltag die Unterscheidung von Toiletten und Umkleideräumen sein, die Höhe der Gehälter (angezeigt durch den sogenannten ‚gender pay gap'), der Renten (‚gender pension gap') oder die Verteilung von Machtpositionen. Manche dieser Unterschiede werden öffentlich wahrgenommen (etwa die ungleiche Bezahlung), andere kaum gesehen oder gerne übersehen – wie die sogenannte ‚geschlechtliche Arbeitsteilung', die dazu geführt hat, dass die Verantwortung für Haushaltung und personenbezogene Sorge fast ausschließlich den Frauen übertragen wurde/wird, was wiederum Ungleichheiten *zwischen* Frauen erzeugt (‚global care chain'; vgl. Hartmann/Windheuser 2024). Gleichzeitig führt die vielfach (und zurecht) kritisierte Verbindung von (heterosexuell lebenden) Frauen und Sorge wiederum dazu, dass kollektive Sorgepraktiken etwa zwischen Trans*-Personen (vgl. Seeck 2020) und im Kontext alternativer Familienmodelle (vgl. Peukert et al. 2020) sowie Machtverhältnisse in diesen Konstellationen in den Hintergrund geraten.

Auch wenn diese Grundstrukturen in vielerlei Hinsicht weiterhin unverändert wirksam sind, gibt es doch auch große Veränderungen. So hat das deutsche Personenstandsgesetz die Konzentration auf zwei Geschlechter aufgeweicht (vgl. auch Kapitel 13) und sieht nun (mit je spezifischen Vorgaben) vier Eintragungsmöglichkeiten vor: männlich, weiblich, divers und ‚keine Eintragung'. Es hat damit auf langjährige politische Debatten und auch auf rechtliche Einsprüche reagiert, u. a. motiviert durch Trans*- und Inter*-Personen[4]. Und auch wenn heute noch nicht erforscht ist, wie sich diese Diversifizierung von Geschlechtern in Bezug auf die Arbeitsverhältnisse, auf die Verteilung von Ressourcen und Machtpositionen auswirkt, zeigt sie sich beispielsweise in sprachlichen Entwicklungen, in der Architektur und Ausweisung von Toiletten und auch in Familienformen und Formen der Elternschaft, die sich nicht in das Schema männlich-weiblich und daran geknüpfte Zuständigkeiten fügen.

Aber immer, wenn sich Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen zeigen oder angestrebt werden, erheben sich auch sogleich restaurative Gegentendenzen – Hedwig Dohm hat das schon 1902 mit dem Ausdruck „Antifeminismus" gekennzeichnet (Maurer 2018) – und auch heute zeigt sich dies in den konservativen Leitmedien ebenso wie in der digitalen Öffentlichkeit, befördert insbesondere von neurechten Netzwerken, Parteien und Gruppierungen. Die dabei geäußerte

4 Vgl.: http://dritte-option.de/juristisches/ (Abfrage: 07.01.2024).

Zurückweisung einer Diversifizierung gesellschaftlicher Positionen und der Versuch der Wiederherstellung einer heteronormativen Ordnung und androzentrischer Überlegenheiten wird in der Geschlechterforschung auch als „Resouveränisierung von Männlichkeit" (Forster 2006) bezeichnet und es lässt sich daran ablesen, wie zentral und hochwirksam Geschlecht als Strukturelement gesellschaftlicher Ordnung ist (dies wird in den folgenden Kapiteln an unterschiedlichen Stellen differenzierter ausformuliert).

Eben deshalb wird Geschlecht in aktuellen Gesellschaftstheorien als eine „Strukturkategorie" bezeichnet – oder, präziser (mit einem Ausdruck von Pierre Bourdieu): als *strukturierte* (weil historisch gewordene und veränderliche) und *strukturierende* (weil Einfluss nehmende und Effekte machende) Struktur, von der Gesellschaft geformt und sie zugleich selbst formend (vgl. Sauer 2016, S. 86; vgl. Kap. 5). Diese doppelte Perspektive erweist sich als hilfreich, um Mechanismen der Kategorienbildung und von Kategorisierungen zu untersuchen.

In jedem Fall wäre aber zu fragen, welchen Nutzen es hatte und hat (und für wen), die Unterscheidung geschlechtlicher Körper (und der damit verbundenen angeblichen ‚Wesensunterschiede') zu einem zentralen Merkmal zu erklären. Zwar heißt es oft, es sei doch ‚schon immer' so gewesen, dass Frauen kochen und Männer zur Jagd gehen, oder sich Frauen um Kinder und Männer um technische und Kriegs-Geräte kümmern – aber auch wenn wir recht wenig über die menschliche Frühzeit wissen, so deutet doch das, was bekannt ist, genau in eine andere Richtung: nämlich auf Vielfältigkeit in den Formen des Zusammenlebens und der Arbeitsteilung (vgl. Schmitz 2006; Röder 2020). So wird auch heute der Hinweis darauf, dass Frauen in ihrer Lebensgestaltung durch Schwangerschaft und Kinderversorgung notwendigerweise eingeschränkt und gebunden seien, als Verweis auf die angebliche Naturhaftigkeit dieser Einschränkungen von Frauen/Müttern und als Legitimation für andere Ungleichbehandlungen verwendet: Denn einerseits sind die Phasen der Einschränkung durch die insgesamt geringe Kinderzahl und die Möglichkeiten öffentlicher Erziehung reduziert, und zweitens können Studien etwa zu involvierter Vaterschaft unmissverständlich zeigen, wie gut die Kindersorge auf Eltern oder betreuende Erwachsene verteilt werden kann. Die Betonung mütterlicher (Allein-)Verantwortung soll viel eher die Tatsache plausibilisieren, dass Kinder nach wie vor überwiegend in die Verantwortung von Müttern gegeben sind und ihr Aufwachsen nicht als gemeinsame Angelegenheit von Eltern und der Gesamtgesellschaft angesehen wird (und wieder wäre zu fragen, wofür oder für wen dieses Argument nützlich ist). Die Vergeschlechtlichung von Sorgearbeit wird mittlerweile auch in ihrem spezifischen Zusammenhang mit Ethnisierung diskutiert, etwa am Beispiel von Migrant*innen, die im Bereich der Kindersorge und Hausarbeit tätig sind.

Das bringt uns zu der Frage nach dem Zusammenhang von Geschlecht, Erziehung und Erziehungswissenschaft. Durch die gesamte Geschichte der (deutschen) pädagogischen Theoriebildung hindurch, von Rousseau bis heute,

finden wir teilweise sehr strikte Unterscheidungen zwischen Mädchen und Jungen, Männern und Frauen – aber ihre Begründungen und Funktionen wechseln (auch das wird später erläutert; vgl. vor allem Kapitel 9 und 10). Dies schlägt sich nicht zuletzt nieder in der Tradition der Trennung und Entgegensetzung von Erziehung und Bildung, wobei die Erziehung als der häusliche Teil, der wesentlich die Einübung in kulturelle Muster umfasst, den Frauen zugeordnet wurde (vgl. Jonach 1997; Jacobi 2013). Bildung dagegen, die als Entfaltung der Persönlichkeit konzipiert wird, mit einem starken Anteil an Aktivität bei den Heranwachsenden selbst, ist in der Geschichte der Disziplin insbesondere im 19. und frühen 20. Jahrhundert durchgängig eine Angelegenheit von Männern, von Vätern und vor allem von Lehrern der älteren Knaben und jungen Männer (vgl. Kapitel 12; siehe auch Bd. 1 dieser Reihe). Bildung ist in ihrer Idee und Konzeption im 18./19. Jh. außerdem selbstverständlich eine Angelegenheit des Bürgertums – allerdings macht sich die zeitgenössische Literatur keine Gedanken darüber, was diese Engführung eigentlich für eine Gesellschaft und für die Erziehungswissenschaft selbst bedeutet. Kinder von Bauern und Arbeitern wurden gewohnheitsmäßig (in elitärer Überheblichkeit) für ‚zu dumm' gehalten, um Bildung zu erlangen, auch hätte man ihnen das aus ebendem elitären Denken heraus nicht zugestanden – in Bezug auf die Mädchen des Bürgertums dagegen wird in den erzieherischen/pädagogischen Texten auch deutlich, dass sie, neben der unterstellten Unfähigkeit zum rationalen Denken, explizit auch keine Bildung erwerben *sollten* (übrigens werden ja auch heute Mädchen eher als fleißig denn als klug bezeichnet). Die Assoziation von ‚Bildung' mit Selbstbestimmung und Emanzipation hat logischerweise dazu geführt, dass in vielen politischen Bewegungen Bildung als ein ‚Königsweg' zu Weltverständnis und Handlungsfähigkeit gesehen wurde, in den Arbeiterbewegungen ebenso wie in den Frauenbewegungen – so bezeichnete die sozialistisch-feministische Aktivistin Wally Zepler 1907 Bildung als Fähigkeit und Voraussetzung „selbständiger geistiger Kritik" und damit als „Rüstzeug" für den Kampf der Arbeiterklasse (Zepler 1907/1981, S. 275, 285).

Bezogen auf ungleiche Zugänge zu Bildung (und anderen Ressourcen) stellt neben Geschlecht auch Nationalstaatlichkeit eine bedeutende Kategorie dar. Merle Hummrich und Yasemin Karakaşoğlu (2022) zeigen für Preußen auf, dass ‚landesfremde' Kinder im 19. Jahrhundert in der Regel vom Unterricht ausgeschlossen waren und dass dies bis 1927 gerichtlich, danach gesetzlich durchgesetzt worden sei (Abstammungsprinzip bestimmt Teilhaberecht an Bildung). Erst seit 2011 sind Schulen nicht mehr verpflichtet, die Aufnahme von Kindern von der aufenthaltsrechtlichen Meldepflicht abhängig zu machen (vgl. Hummrich / Karakaşoğlu 2022, S. 811). Auch auf diese Zusammenhänge wird in den folgenden Kapiteln eingegangen, indem das Zusammenwirken von Gesellschaftsverhältnissen, Geschlechterverhältnissen und Pädagogik in historischer und struktureller Perspektive in den Blick genommen wird, und indem gefragt wird, wie die heute aktuellen Infragestellungen, Verwerfungen und neuen Debatten diese Tradition verändern

könnten. Da dieser Band in einer erziehungswissenschaftlichen Reihe erscheint, sollen die geschlechtertheoretischen mit erziehungswissenschaftlichen Konzepten in Beziehung gesetzt werden und es sollen Formen und Dynamiken ihrer gegenseitigen Beeinflussung gezeigt und diskutiert werden.

Denn auch wenn sich die Verhältnisse auf der Ebene von gelebten Geschlechtlichkeiten und geschlechterbezogenen Hierarchien stark verändert haben, bietet doch die heutige Situation im Erziehungs- und Bildungswesen immer noch viele Hinweise darauf, die Persistenz, das Weiterleben historisch gewachsener Strukturen zu erkennen – dies spiegelt sich in Lehrplänen und Bildungsinstitutionen und nicht zuletzt in der Wissenschaft, die zu bestimmten Sichtweisen etwa von Zweigeschlechtlichkeit beiträgt, indem sie manche Diskurse und angebliche ‚Wahrheiten' stark macht und andere negiert. Einige Kapitel widmen sich deshalb neueren theoretischen Entwicklungen, die das routinisierte wissenschaftliche Sprechen über Geschlecht infrage stellen.

Überblick

Dieser Band ist aus einer Vorlesung hervorgegangen und er ist so konzipiert, dass er entweder durchgelesen werden kann oder dass einzelne Kapitel rezipiert werden können. Das bedeutet wiederum, dass sich beim Durchlesen auch kleinere Redundanzen zeigen können, denn das Lesen der einzelnen Kapitel sollte nicht zwingend die Rezeption der vorhergehenden voraussetzen. Verweise in den einzelnen Texten wiederum machen deutlich, an welchen anderen Stellen im Buch Ausführungen zu dem entsprechenden Thema zu finden sind – diese Verweisstrukturen können also zum Nachschlagen und Weiterlesen genutzt werden. Aus der Vorlesung haben wir zudem die zentrale Idee übernommen, unsere verschiedenen erkenntnistheoretischen Perspektiven zur Geltung kommen zu lassen: Diese Perspektiven deuten zum einen auf die Verbindung von uns Autor*innen mit verschiedenen (queer-)feministischen Bewegungen hin und zum anderen auf die jeweilige Auseinandersetzung mit Theorietraditionen, die unser Denken und Schreiben informieren und inspirieren. In den jeweils von uns in Alleinautorinnenschaft verfassten Kapiteln werden diese theoretischen Perspektiven deutlich, in den gemeinsam verfassten haben wir versucht, eine möglichst große Übereinstimmung zu finden. Jedoch verzichten wir ganz im Sinne der Befürwortung von radikaler Differenz darauf, Theorien und Analysen konsequent ins Verhältnis zu setzen und Widersprüche „aufzulösen".

Der Band beginnt mit systematischen Überlegungen zu den Zusammenhängen von Differenz und Geschlecht und zu ihrer Bedeutung für die Erziehungswissenschaft. Hier wird zunächst erläutert, wovon wir sprechen und mit welchen Begriffen, welche Paradigmen in der Geschlechterforschung eine zentrale Rolle gespielt haben, an welche sozialen Bewegungen und Debatten diese ggf. anschlie-

ßen und wie diese theoriegeschichtlich zu verorten sind. In „Differenz und ‚Umgang mit Differenz'" (2) wird zunächst der Ursprung von Begriff und Begriffsdiskussion in der europäischen Philosophie rekonstruiert, um dann Kritik und Weiterentwicklungen durch verschiedene geschlechtertheoretische Ansätze zu skizzieren, die gleichzeitig auf Leerstellen der philosophischen Debatte aufmerksam machen. Die Kapitel *Differenz und Gleichheit* (3), *Konstruktionen von Andersheit* (4), *Struktur und Praktiken* (5), *‚Reproduktion' und ‚Natur'* (6) sowie *Sexuelle Differenz – Geschlecht als Differenz* (7) erörtern entsprechende Paradigmen in der feministischen und queer-feministischen Debatte – und zwar zum einen im Hinblick auf die Anschlüsse und damit verbundenen Interventionen in vorangegangene Debatten und damit verbundene normative Implikationen, wie auch im Hinblick auf Möglichkeiten, die damit verbundenen Probleme anders oder neu zu theoretisieren. So reagieren etwa (queer-)feministische Diskussionen zu *Differenz und Gleichheit* (3) kritisch auf ein androzentrisches, weißes und bürgerliches Subjekt der Aufklärung, entwerfen neue Subjektkonzeptionen und andere Vorstellungen von Geschlechtergerechtigkeit, die schließlich Folgen für die Erziehungswissenschaft haben. Das Kapitel *Konstruktionen von Andersheit* (4) problematisiert Othering als Bestandteil gesellschaftlicher Machtverhältnisse und zeigt im Rückgriff auf verschiedene geschichtlich bedeutsame Praktiken des Othering, wie diese das Verhältnis von Fremdem und Eigenem auf der Ebene von Gesellschaft und Individuen prägen. *Struktur und Praktiken* (5) greift schließlich Geschlecht als Strukturkategorie und ihre Hervorbringung in Praktiken auf und erklärt das Verhältnis von gesellschaftlicher und individueller Ebene mithilfe von Judith Butlers Theorie der Performativität und Pierre Bourdieus Habitustheorie im Vergleich, um abschließend erziehungswissenschaftliche Implikationen zu erörtern. Im Kapitel *‚Reproduktion' und ‚Natur'* (6) werden zwei innerhalb der Geschlechterforschung zentrale Paradigmen zusammengeführt: nämlich Produktion / Reproduktion und Natur / Kultur. Dabei wird insbesondere herausgearbeitet, wie damit verbundene Argumentationen zusammenhängen und wie damit schließlich die hierarchische Zweigeschlechterordnung und die Schlechterstellung von Frauen* plausibilisiert wird. Das siebte Kapitel (7) *Sexuelle Differenz – Geschlecht als Differenz* diskutiert schließlich Zusammenhänge von Geschlecht, Begehren und Sexualität in psychoanalytischer Perspektive und führt die Perspektive auf Geschlecht als ‚Differenz an sich' ein. Allen Kapiteln ist gemeinsam, dass sie die Relationalität der zunächst als Opposition erscheinenden Termini herausarbeiten.

Im zweiten Hauptteil *Historische Perspektiven auf geschlechterbezogene Differenzkonstruktionen* werden schließlich philosophiegeschichtliche Fragen und feministische historische Perspektiven auf pädagogische Theorien und Begriffe zusammengeführt. Es beginnt mit einem Gastbeitrag der Geschlechterforscher*in Karin Hostettler *Differenz und Aufklärung: Immanuel Kant* (8), der sich mit der konstitutiven Bedeutung von Geschlecht und race für Denken und gesellschaftliche Verhältnisse in der Epoche der Aufklärung auseinandersetzt. Diese Epoche und

Systematische Überlegungen

2. Differenz und ‚Umgang mit Differenz'

Bettina Kleiner, Barbara Rendtorff

„Denken in Differenzen, Aushalten eines Widerstreits, ohne eine übergreifende Versöhnung anzustreben, ist nur möglich, wenn es sich dem Gestus der letzten Bestimmung in der Alternative von Entweder-Oder entziehen kann."
(Meyer-Drawe 1990, S. 82)

Differenz – Begriffe und Bestimmungen

Der Begriff Differenz wurde in der europäischen philosophischen Tradition überwiegend als Gegensatz zu Gleichheit oder Identität eingesetzt, als ein Begriff, der relationale Unterscheidungen kennzeichnet. In den letzten Jahrzehnten hat er jedoch im Kontext neuerer philosophischer und politischer Diskurse verstärkte Aufmerksamkeit erlangt und hat zu einer spezifischen Neuorientierung des Denkens in kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen beigetragen. Hier wird Differenz nicht nur relational, sondern als ein Begriff verwendet, der selbst Unterscheidungen erzeugt sowie als Markierung radikal gedachter Verschiedenheit (Ricken / Balzer 2007).

Etymologisch kommt das Wort von lateinisch „differre", das heißt: ‚sich unterscheiden', aber auch: ‚zerteilen'. In der auf Aristoteles zurückgehenden klassischen Philosophie werden also die Phänomene im Hinblick auf einzelne Bestandteile (die „differentia specifica") *zerteilt* und in Hinblick auf das ihnen Gemeinsame (das „genus proximum") *verglichen* – so wäre etwa die Verschiedenheit der menschlichen Genitalien die *differentia specifica* und das *genus proximum* wäre die Gattung „Mensch". Diese Theorietradition denkt gewissermaßen von der übergeordneten Kategorie aus und definiert deshalb Differenz als ‚Verschiedenheit von Dingen, die etwas gemeinsam haben' – während unterschiedliche Dinge ohne gemeinsame Verbindung unter dem Begriff ‚diversitas' gefasst wurden (vgl. Muck 2007). Mit Differenz wurde hier also ein Unterschied beschrieben, der aus einem Vergleich resultiert.

Spätere philosophische Ansätze wurden vor allem von Martin Heidegger (1889–1976) und Theodor W. Adorno (1903–1969) vorbereitet (vgl. Kimmerle 2000) und haben zu einer Verwendung und Auslegung des Begriffs geführt, die theoretisch breit und auch kontrovers diskutiert werden. So ist „Differenz" heute zentral für Diskurse um Gerechtigkeit, gesellschaftliche Ungleichheiten, (Nicht-)Zugehörigkeiten, Ver-Anderung – und vor allem für die Theorie

der Geschlechterverhältnisse (vgl. Rendtorff 2004). Zentral eingesetzt wird der Begriff deshalb auch im Zusammenhang mit Fragen pädagogischer Unterscheidungen und spielt im Kontext von Bildungs- und Anerkennungsgerechtigkeit in erziehungswissenschaftlichen Debatten eine prominente Rolle. Gleichzeitig sind benachbarte Begriffe wie Heterogenität und Diversity in die Diskussion gekommen, die nicht trennscharf abgrenzend verwendet werden, obgleich sie unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Während Heterogenität vor allem auf Vielgestaltigkeit und Verschiedenheit im Zusammenhang mit Schulpädagogik abhebt (vgl. Koller/Casale/Ricken 2014) will Diversity diese stärker auf gesellschaftliche Ordnungen und deren Wirkungsweise beziehen (Ricken/Balzer 2007, S. 57). Jedoch ist gerade ein positivistisches Verständnis von Diversity, verstanden als Vielfalt menschlicher Eigenschaften, häufig auch an neoliberale Logiken geknüpft, die im Sinne der Gewinnmaximierung darauf zielen, Humankapital abzuschöpfen (vgl. Bührmann 2020, S. 38 ff.), etwa indem versucht wird, einen Nutzen aus dem Anwerben und Einstellen von möglichst unterschiedlichen Menschen zu ziehen.

Der Begriff „Differenz" hat sich also zunehmend aus der entgegensetzenden Verbindung zu Gleichheit und Identität gelöst – doch bleibt zu beachten, dass die Begriffsverwendung nicht immer einheitlich ist, und seine Verwendung deshalb eigentlich immer der Erläuterung bedarf.

Im alltagspraktischen Gebrauch des Begriffs ergeben sich große Schwierigkeiten, vor allem in Bezug auf den Modus des Vergleichens und den der (Zu-)Ordnung. Beides sind eigentlich elementare kognitive Vorgänge, die Menschen die Orientierung in ihrer Umwelt ermöglichen, aber für beide ist essentiell, welcher Maßstab für Vergleich und Zuordnung verwendet wird, woher er stammt und was/wen er möglicherweise bevorteilt oder benachteiligt. Ein zweites Problem ist die Unmöglichkeit der Trennschärfe, weil die meisten Dinge, und vor allem Menschen, eben nicht nach nur einem Merkmal definierbar und unterscheidbar sind (mit Ausnahme des existenziellen Aspekts: tot oder lebendig – und selbst da kann die Vorstellung einer lebendigen Seele oder eines Lebens nach dem Tod zu unterschiedlichen Auffassungen führen).

Das Problem der klassischen Tradition der Verwendung von Differenz als Vergleich (die in unserem Alltagsgebrauch dominiert) ist also, dass man sich permanent im Modus des Vergleichens befindet und Maßstäbe definieren muss, die sich nicht einfach von selbst ergeben. Diese Maßstäbe machen dann erst die Dinge zu dem, was ihnen als ‚Identität' zugeschrieben wird, und diese (Quasi-Identitäten) zu „Differenzen", die *zwischen* ihnen markiert werden. Wenn etwa bei der Betrachtung von Menschen die Hautfarbe als Maßstab der Unterscheidung gesetzt wird, werden andere Kategorien und Gruppierungen erzeugt, als wenn man auf die Größe der Füße, die Beschaffenheit der Genitalien oder das Alter rekurriert. Und jedes Mal wird ein einzelner Aspekt als Kriterium für die Unterscheidung definiert und die möglichen anderen werden unbemerkt ignoriert. So würde z. B.

die Großfüßigkeit zu einer besonderen Eigenart erklärt, die eine Gruppe (nämlich die mit den großen Füßen) von den anderen absondert, und den Kleinfüßigen erscheinen die Großfüßigen als fremd und absonderlich. Oder es würde das Erscheinungsbild des geschlechtlichen Körpers zu dem Kriterium erklärt, das Menschen in Genusgruppen aufteilt, sodass ein Körper mit Vulva als weiblich *definiert* würde und als verschieden von einem mit Penis oder Hoden, der männlich genannt wird. Dass beide jeweils Augen, Mund und Haare haben, dass Menschen mit Vulva sich nicht als Frauen und Penisträger nicht als Männer verstehen müssen, wird dabei übersehen (vgl. Kap. 6, 13). Dasselbe lässt sich mit „Behinderung" oder „Ethnizität" durchspielen – und es zeigt sich: Zu der Frage, woher der Maßstab genommen wird, kommt nun noch die zwingende Notwendigkeit, die einzelnen Objekte zu vereindeutigen: die mittelgroßen Füße müssen in dieser Logik entweder als „klein" oder als „groß" definiert werden, um sie zuzuordnen. Das Unterscheiden ist also nicht harmlos – denn es geht dabei immer um Vereindeutigung und auch um Bedeutung und Wertigkeit.

Das hat seine Ursache auch darin, dass es als Folge der Denkgewohnheit in der Tradition westlichen Denkens außerordentlich schwerfällt, zwei Dinge einfach als verschieden wahrzunehmen: im Modus des Vergleichens bewerten wir sie, schaffen Hierarchien und ordnen sie in symbolische Bezüge. In einer postkolonialen Perspektive wird eine solche Realität konstituierende und hegemoniale Denkform, wenn sie auf der Annahme kultureller Überlegenheit beruht, als Kolonialität der Differenz bezeichnet (Said 1978, S. 16; siehe Kapitel 8, 14). Mit dem Versuch, Verschiedenheiten und ihre Herstellung *theoretisch-begrifflich* zu fassen – und damit auf einer allgemeineren Ebene zu begreifen – hat sich die europäische Philosophiegeschichte seit ihren Anfängen intensiv befasst, doch auf der Ebene gesellschaftlicher Faktizität verweist dies, wie gesehen, immer auch auf dabei sich herausbildende Machtverhältnisse. Das verdeutlicht noch einmal, wie wichtig die Wahl des Maßstabs ist.

Zusammenfassend wird in diesem Zusammenhang deutlich, dass Differenz keine Eigenschaft beschreibt, sondern vielmehr ein Tun ist, ein ‚doing difference' wie es in ethnomethodologischen Ansätzen bezeichnet wird: Sinnhafte Unterscheidungen werden demnach im Zuge von Praktiken der Differenzierung erst hervorgebracht – erlangen aber dennoch große Wirkmächtigkeit. Dabei setzen manche Unterscheidungen an Körpern, andere an Tätigkeiten oder Gütern an (vgl. Hirschauer/Boll 2020, S. 8), und entsprechend unterscheiden sich auch Effekte von Unterscheidungen in vielerlei Hinsicht.